

In memoriam

Johannes Wirz

Immer wieder faszinierte und irritierte Georg Maier seine Zuhörer mit seiner Art, Gedanken nicht bis zum Ende auszusprechen. Die Faszination bestand in der Herausforderung, das Unausgesprochene selber zu vollenden. Die Irritation ging mit dem Eindruck einher, dass Georg selber sich im Unausprechbaren bewegte. Ich brauchte einige Zeit, um zu bemerken, dass hier nicht eine Schwäche zutage trat, sondern dass der Forschende auf die Zuhörenden vertraute, um in Gemeinschaft dem Gedanken oder der Idee zur Sichtbarkeit zu verhelfen, passender ausgedrückt, Geburtshelfer im Erkenntnisprozess zu werden.

Ende der 80er Jahre sass ich in einem Seminar über Optik, vor allem über Beugungsphänomene. Von der Camera obscura, dem berühmten Hohlwölbspiegel zu Experimenten mit Halbschattenphänomenen landeten wir schliesslich bei der Lichtstreuung einer Lampe hinter einem schwarzen lichtdurchlässigen Tuch. Das Gewebe nahe am Auge erlaubte die Lichtquelle ziemlich unscharf zu sehen, vom Auge weggerückt erschien sie in hellen Lichtpunkten als regelmässiges Beugungsmuster. Für mich waren alle Phänomene magisch, die Beschreibungen und Erklärungen anspruchsvoll. Am Ende des Kurses erstaunte Georg mit seiner Feststellung, dass jetzt eigentlich die Physik beginnen könne. Was anderes hatten wir in den letzten Tagen denn gemacht? Ich erkannte hinter dieser Aussage den wirklich guten Physiker, der Georg war, nicht zuletzt durch seine intensive Beschäftigung mit der Beugung von Neutronen, die ohne Kernreaktor nicht hätte beobachtet werden können.

Bei Georg hatte in dieser Zeit bereits ein Wandel begonnen. Ausgehend von Alexander Gottlieb Baumgarten und seiner Ästhetik als sinnliche Erkenntnis und über die Philosophie von Heinrich Barth sollte er in den folgenden Jahren sein wohl liebstes Forschungs- und Lebensfeld erschliessen. Diese Phase stellte die Beziehung von Georg und mir auf eine harte Probe. Ich war am Forschungsinstitut am Goetheanum nach einer guten Ausbildung in der molekularen Biologie und Genetik wieder zum Studenten geworden. Diesmal war es die Goethe'sche Naturwissenschaft, und ich ahnte, dass dieses Studium eine vergleichbare Zeitdauer beanspruchen würde wie dasjenige an der Uni Basel. Für mich völlig unverständlich zeigte Georg kaum noch Interesse für – manchmal sogar eine Abneigung gegen die «Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung»,

die Schrift, die für mich bei der Erschliessung einer Wissenschaft des Lebendigen so zentral war. Georgs Wissenschaft des Besonderen liess keinen Raum für allgemeine Regeln, Gesetze und Theorien. Wo Physik und Biologie in dieser Wissenschaft ihren Platz haben, blieb mir verschlossen. Dass er trotzdem ein geduldiger Zuhörer und freundlicher Lehrer blieb, danke ich ihm sehr. Ja, er war sogar einmal begeistert, als ich ihm eine meiner Ansichten umständlich erläuterte. Mir war aufgegangen, dass im Gegensatz zu Darwin, der seinen «Urtypus» als primitiven Vorfahren aller Lebewesen in der fernen Vergangenheit verortete, Goethe seine Typusidee als aktuell jedes Lebewesen konstituierend vergegenwärtigte und ihre vollkommenste Erscheinungsform in die Zukunft verlegt hatte.

Meine Versuche, mich in die Erkenntnis des Besonderen hinein zu tasten, wurden von Georg radikal abgelehnt. Zwei Beispiele möchte ich anführen. Ich vermutete, dass die Ästhetik als kleine Schwester der Logik bezeichnet wurde, weil sie erst nach der letzteren überhaupt Sinn machte. Ohne gedankliche Durchdringung der Erscheinungswelt, konnten ihre Besonderheiten gar nicht gewürdigt werden – so meine These.

Der zweite Denker, der mir im Blick auf die Erscheinungen lieb geworden war, war Owen Barfield. Er stellte die Bedeutung der Phänomene in den Zusammenhang der Bewusstseinsgeschichte des Menschen und zeigte auf, dass im Zustand der «originalen Partizipation» in jeder Erscheinung, Pflanze, Tier oder Fels, immer auch das «Wesen» mit angeschaut und mit dem Wesen des Betrachters vereinigt wurde.

Erst Jahre später und nach vielen Gesprächen, die ich mit Georg bis zum Ende seines Lebens führen durfte, fand ich den Schlüssel zu seiner «Lebensphilosophie», wie er Heinrich Barth's Werk «Philosophie der Erscheinung» nannte. Eine grosse Hilfe dafür war Georgs Konzept vom biografischen Habitat. Wir Menschen sind in unsere unendlich vielfältige Welt gestellt. Was wir aus ihr «erscheinen lassen», was Bedeutung bekommt, ist unsere mehr oder weniger bewusste Entscheidung – es ist unser Habitat. Wir dürfen die Auswahl, die wir treffen, als Karma bezeichnen. Unsere Beschäftigung mit ihr wird zur Begegnung und schliesslich zu unserer – auch nachtodlichen – Zukunft. Es kann hier keine Physik oder Biologie mehr geben, weil wir aus dieser Perspektive in der Welt uns selber begegnen!

*Johannes Wirz
Forschungsinstitut am Goetheanum
Hügelweg 59
CH – 4143 Dornach
johannes.wirz@goetheanum.ch*